

Insel Verlag

Leseprobe



Mozart, Wolfgang Amadeus
Briefe

Neu ausgewählt, eingeleitet und kommentiert von Wolfgang Hildesheimer.

© Insel Verlag
insel taschenbuch 1696
978-3-458-33396-8

Mozarts Briefe sind Berichte oder Botschaften, meist beides nebeneinander oder durcheinander und fast immer von mitreißender Eloquenz, selbst später, wenn als drittes Thema die Bitte um Geld dazukommt. Sie bezeugen die stetig zunehmende Leichtigkeit in der Artikulation einer phänomenalen geistigen Beweglichkeit. Die Beherrschung der Mittel, die Mozart zum größten Musiker machte, kam ihm beim Briefeschreiben zugute: Er verfügte über ein gewaltiges synthetisch-emotionales Register, hinter dem er sich selbst verbergen konnte, und er hat es ohne jede Heuchelei angewandt. Die Selbstdokumentation in seinen Briefen ist bis zu allerletzst niemals eine bewußte Wiedergabe seines Seelenzustandes; sie ist, im Gegenteil, als Mitteilbarkeit sich tarnende Diskretion. Und so haben wir in ihr das bis zur Erschütterung eindringliche Zeugnis einer Selbstbeherrschung, wie man sie bei den ›Großen‹ selten findet.

Scheinbar paradox dazu manifestiert sich in geradezu schwelgerischer Ungezwungenheit Mozarts Reichtum an Stilmethoden, naturgemäß in jenen Briefen, die von stofflicher Bürde unbelastet sind. Dazu gehören die Briefe an die Schwester von den drei Italienreisen mit dem Vater zwischen 1770 und 1773; vor allem aber sind es Briefe an seine Cousine, ›das Bäsle‹. In diesen Briefen läßt er seiner Lust an verbaler Ausschweifung ungezügelter Lauf. Er läßt wahre Maskenzüge vorüberziehen, zaubert theatralische Effekte herbei, persifliert Tagesgeschehen und bedient sich erotischer Anzüglichkeiten. Der vorliegende Band bietet eine Auswahl an Briefen, deren Textbestand für die Neuausgabe revidiert und um wichtige Briefe erweitert wurde. Sie konzentriert sich auf drei Perioden von Mozarts Leben, die Aufenthalte in Mannheim und Paris 1777-1779, die ersten Jahre als freier Künstler in Wien 1781-1782 und auf die Jahre der Vereinsamung 1789-1791.

insel taschenbuch 1696

Mozart

Briefe



Wolfgang Amadeus

MOZART BRIEFE

Neu ausgewählt, eingeleitet und

kommentiert von

Wolfgang Hildesheimer

Mit zahlreichen Abbildungen

Insel Verlag

3. Auflage 2016

Erste Auflage 1995
insel taschenbuch 1696

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1975
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33396-8

EINLEITUNG

MOZARTS BRIEFE sind Berichte oder Botschaften, meist beides nebeneinander oder durcheinander, und beinah immer von mitreißender Eloquenz, selbst später, wenn als drittes Thema die Bitte um Geld dazukommt. Niemals aber sind sie Ergebnis gedanklicher Spekulation, geschweige denn Reflexion. Sie bezeugen die stetig zunehmende Leichtigkeit in der Artikulation einer phänomenalen geistigen Beweglichkeit, mitunter sogar, wenn die Sache es gebietet, eine durchaus zweckbedingte Wendigkeit: es stehen dem Schreiber außer den Seelen in seiner Brust – die er überaus selten offenbart – die verschiedensten Verkleidungen zu Gebot, die er mit der jeweils dazugehörigen Überzeugung zu tragen versteht. Die Beherrschung der Mittel, die ihn zum größten Musiker machte, kam ihm beim Briefeschreiben zugute: er verfügte über ein gewaltiges synthetisch-emotionales Register, hinter dem er sich selbst verbergen konnte, und er hat es ohne jegliche Heuchelei angewandt. Denn wie verschieden er sich auch darstellen mochte: beim Schreiben nahm er die Gestalt des jeweils dargestellten und darzustellenden Ichs an. So wenig wir den ›Menschen Mozart‹ einordnen können – jeder Versuch muß scheitern –, so wenig hätte er sich selbst einordnen können, auch wenn er auf den Gedanken gekommen wäre, es zu versuchen. Dies müssen wir uns beim Lesen der Briefe vor Augen halten, auch dort, wo wir sie für nichtssagend, vulgär oder gar abgeschmackt halten: Mozart war nicht einer von uns, und unsere Kriterien menschlicher Wertung sind für ihn, wie für jedes Genie – ich gebrauche dieses oft angefochtene Wort gezielt – nur sehr bedingt anwendbar.

Zwar war Mozart nicht, in unserem Sinne, ›gebildet‹, doch sprach er immerhin Deutsch, Französisch und Italienisch, las und schrieb Englisch. Lateinisch stand ihm zur Verfügung. Vor allem aber hat er im Lauf seines Lebens viele hundert Partituren des späten siebzehnten und des gesamten acht-

zehnten Jahrhunderts genauestens studiert und ebenso viele Libretti gelesen, was sich oft in Diktion und Duktus, sogar im Rhythmus der Briefe widerspiegelt. Selbst dort, wo sie von Not oder Notwendigkeit diktiert sind, spüren wir jene Gabe des assoziativen Disponierens, die es ihm in seinem Werk von Kindheit auf ermöglicht hat, sich in die musikalischen Denkschemata seiner Zeitgenossen und Kollegen einzuleben (und sich weit über alle, außer Haydn, zu erheben).

So ist diese Selbstdokumentation – von ihm selbst natürlich nicht als solche gedacht – bis zu allerletzt niemals eine bewußte Wiedergabe seines Seelenzustandes; sie ist, im Gegenteil, als Mitteilbarkeit sich tarnende Diskretion. Und so haben wir in ihr das bis zur Erschütterung eindringliche Zeugnis einer Selbstbeherrschung, wie man sie bei den ›Großen‹ selten findet. Was ihn wirklich und tief bewegte, lesen wir, außer in den ebenso lapidaren wie tragischen ›bread-and-butter-letters‹ und in wenigen Sätzen an seine Frau Constanze nur zwischen den Zeilen oder – wenn er gleichzeitig am Komponieren war – überhaupt nicht. Die Existenz-Ebene, auf der er seine Briefe schrieb, berührt die seiner schöpferischen Arbeit nie und nirgends. Die subjektive Bedeutung der Worte müssen wir daher aus dem biographischen Zusammenhang selbst ergänzen oder seinem Vokabular der Ablenkung und Umschreibung entnehmen, bewußt oder unbewußt darauf angelegt, die wahre Verfassung – und oft die wahren Absichten – nicht preiszugeben. Nicht zuletzt in diesem Überspielen, dieser Kontrapunktik, sind viele seiner Mitteilungen wahre Kompositionen. (Niemand aber – dies sei mit Nachdruck gesagt! – sind seine Kompositionen Mitteilungen.) Selbst den bewegenden Bitt- und Bettelbriefen an den Logenbruder Puchberg wohnt ein artifizielles Element inne. Es beweist, daß der geniale Dramatiker Mozart sich auch in existentiellen Zwangslagen nicht gänzlich von seiner Dramaturgie zu trennen vermochte, ja, daß er ihrer sogar zur Schilderung seiner Lage bedurfte.

In geradezu schwelgerischer Ungezwungenheit manifestiert sich Mozarts Reichtum an Stilmethoden – wenn man es so nennen will – naturgemäß in jenen Briefen, die von stofflicher Bürde unbelastet sind: je weniger Informationsgehalt, desto freier wuchert die aktive Phantasie des Schreibenden. Zu diesen Briefen gehören die Nachschriften des Vierzehn- bis Siebzehnjährigen an die Schwester von den drei Italienreisen mit dem Vater zwischen 1770 und 1773. (Die Familienkorrespondenz wurde generationsgerecht geführt: Vater schreibt an Mutter, Bruder an Schwester.) Vor allem aber sind es die Briefe an seine Cousine, »das Bäsle«, die der Einundzwanzigjährige auf der Reise mit der Mutter nach Mannheim und Paris in Augsburg kennenlernte, in denen er seiner Lust an verbaler Ausschweifung ungezügelter Lauf läßt. Hier, und beinahe nur hier, erscheint er noch von jeglicher Drohung des Schicksals unbelastet. Er läßt wahre Maskenzüge vorbeiziehen, zaubert theatralische Effekte herbei, persifliert Tagesgeschehen und Tagesdramatik, bedient sich erotischer Anzüglichkeit, vor allem aber ziemlich unsublimierter Darstellung des Verdauungsprozesses und seiner nicht gerade appetitlichen Begleiterscheinungen. Freilich war die Ausdrucksweise seiner Zeit, nicht nur unter Bürgern, einigermaßen unverblümt: die Gesellschaftsspiele des Salzburger Kreises bedingten geradezu den Gebrauch von Vulgärwörtern. Vor allem die Familie Mozart hatte einen starken und mitunter fatalen Hang zur Fäkalkomik, außer der Schwester, dem »Nannerl«. Von ihr ist keine Äußerung irgendwelcher Art überliefert, nur artig registrierende Tagebuchaufzeichnungen. Bläßlich wohl von früh auf, verblaßte sie alternd weiter. Da war das Bäsle denn doch lustiger. Wie weit sie selbst auf Wolfgangs skatologische Exkurse einging, wissen wir nicht, ihre Briefe an ihn sind nicht erhalten. Leider war Mozart, obgleich es ihn immer nach brieflicher Kommunikation verlangte, ein sehr nachlässiger Bewahrer.

Die dominierende Figur in Mozarts Leben, und somit auch

der Haupt-Briefpartner, war, bis zu dessen Tod im Jahr 1787, der Vater Leopold. Die – erhaltenen – Briefe an ihn stellen einen beinahe lebenslangen Rechenschaftsbericht dar, dessen Tenor nach dem jeweiligen Stand der Beziehung wechselt, manchmal sogar innerhalb eines Briefes umschlägt. Schlechtes Gewissen, Schuldgefühl, Selbstverteidigung und Versuche der Selbstbehauptung bis zu kaum verhohlenem Unwillen erscheinen zunehmend zwischen dem, oft konventionellen, wenn nicht gar philiströsen, die Anerziehung verratenden, Ausdruck der Verehrung und der echten Sorge um Gunst und Wohlbefinden dieses Mannes, dem, wie wir ihn auch zu sehen belieben, Mozart einiges zu verdanken hatte; der seinen Sohn zwar beherrschte, aber eben, nach seinem Maß und Wertgefühl, gewiß dessen Bestes wollte. Daß er nicht wußte, wer dieser Sohn war, können wir ihm kaum verübeln, die anderen, außer Haydn, wußten es auch nicht. Später erst haben es manche seiner Schüler und Interpreten – vor allem Interpretinnen – erahnt, bald nach seinem Tod wußten es alle.

Erst 1782 gelang es dem Fünfundzwanzigjährigen, sich vollends aus der zur Belastung gewordenen Obhut des Vaters zu befreien, und von hier ab zunehmend werden seine Briefe an ihn zu einem selbstaufgelegten Pflichtpensum. Denn Leopold, verbittert über die Selbständigkeit des Sohnes und seine eigenen Wege in Wien, die Heirat mit Constanze Weber, wurde zunehmend frostiger; seine Briefe an Wolfgang aus dieser Periode sind nicht erhalten, wir entnehmen jedoch die Art der Beziehung ziemlich genau den lakonischen, oft wegwerfenden Bemerkungen in seinem regelmäßigen Briefverkehr mit der Tochter Nannerl, inzwischen Baronin Berchtold zu Sonnenburg, von der dieser kluge und integre, doch letzten Endes subalterne Mann mehr Verständnis erwarten durfte und erhielt, als von seinem Sohn, der ihm endgültig entglitten war.

Außer dem vielzitierten und überinterpretierten Brief vom 4. April 1787 sind auch Wolfgang's Briefe an den Vater aus dieser

Periode nicht erhalten. Ob Leopold sie im Affekt vernichtet hat, wissen wir nicht. Wir dürfen aber annehmen, daß Wolfgang, der stets das Unangenehme zu verdrängen suchte, die Entfremdung so wenig wie möglich zur Kenntnis genommen hat und auf dem ebenso neutralen wie ergiebigen Gebiet des Arbeitsberichtes weiterschrieb, der ja von früh auf das Generalthema dieser Korrespondenz gewesen war und für das der Vater trotz der Entfremdung ein nie nachlassendes Interesse gezeigt hat. Über seine Arbeitsmethodik, seine kompositorischen und dramatischen Konzepte hat Wolfgang dem Vater seit der Pariser Reise meist ausführlich berichtet, mit großer Klarheit und Klugheit, dazu mit einer scharfen, nicht immer wohlwollenden Einschätzung der Interpreten, derer er sich in seinen Aufführungen bedienen durfte oder mit denen er vorliebnehmen mußte. Darin – und ausschließlich darin – sind die Briefe mitunter ein Schlüssel zu seiner Musik und zu seiner Dramaturgie: sie erklären eine deplacierte Bravour-Arie als die *Conditio sine qua non* einer Primadonna oder die sparsame Instrumentation einer ›Nacht-Musique‹ als die von dürftiger Besetzung einer fürstlichen Kapelle diktierte Einschränkung. Diese Berichte, ausschließlich an den Vater, sind in der vorliegenden Auswahl nicht enthalten: das Labyrinth von Interrelationen im europäischen Musikleben des achtzehnten Jahrhunderts, sein ambulantes Wesen vor der stabilisierenden ›Verbürgerlichung‹ hätte einen allzu umfangreichen Anmerkungsapparat nach sich gezogen, dazu ein beträchtliches und verwirrendes Namensregister. Wer diese Sachverhalte nachprüfen möchte, was selbstverständlich nur anhand der entsprechenden Musik möglich ist, wird sich ohnehin der vollständigen Briefausgabe bedienen.

Der zweite und letzte wesentliche Brieffartner Mozarts war seine Frau Constanze. Da sie während seiner letzten beiden Lebensjahre oft zur Kur in Baden weilte – welches genau ihr Leiden war und ob sie überhaupt an irgend etwas litt, ist wohl nicht mehr festzustellen –, und da er zwei längere Reisen ohne

sie unternahm, besitzen wir, zumindest über die Perioden der Abwesenheit des einen oder des anderen Ehepartners, eine, wenn auch lückenhafte und leider von Berichten Außenstehender kaum unterstützte, Dokumentation; zwei oder drei Mal gewährt Mozart seiner Frau, und damit uns, einen kurzen Blick in sein Inneres, um es sogleich wieder zu verdecken, diskret auch noch im Anleuchten seiner Todesahnung, seiner Tragik voll bewußt.

Rund dreihundert Briefe, Briefnachschriften und Billets sind im Originaltext überliefert. Davon ist die überwiegende Anzahl im Autograph erhalten. Das bedeutet jedoch nicht, daß der Aufschluß, soweit ihn bei Mozart Briefe überhaupt zu liefern vermögen, lückenlos wäre: mindestens zweihundert von ihm selbst erwähnte, von potentiellen Empfängern erwartete und tatsächlichen Empfängern bestätigte Briefe sind verschollen, zum Teil wohl schon vom Vater nicht bewahrt, zum anderen Teil von seiner Witwe und ihrem zweiten Mann, Georg Nicolaus Nissen, vernichtet, was unfehlbar bedeutet, daß sie biographisch aufschlußreich gewesen wären. (Dennoch hat man Constanze und Nissen für die Bewahrung mancher Briefe dankbar zu sein, deren Vernichtung das alternde Paar aus Prüderie als wünschenswert hätte erachten können.) Darüber hinaus muß es eine Anzahl von Briefen, von Botschaften und Billets gegeben haben, die niemals aufgefunden wurden, wahrscheinlich ebenfalls von ihren Empfängern vernichtet, aus Gründen taktischer Diskretion; vielleicht existiert davon noch manches in nie gefundenen Kassetten. Endlich darf man nicht vergessen, daß es lange Perioden in Mozarts Leben gab, in denen sich Korrespondenz erübrigte, da die ihm Nahestehenden um ihn oder in seiner Nähe weilten – soweit ihm, dessen Leben sich anderswo vollzog, überhaupt jemand nahestand. Ein »Lebensbild« Mozarts kann daher auch durch eine vollständige Aneinanderreihung seiner Briefe niemals zustande kommen. Wohl aber werden einige Facetten dieser Gestalt angeleuchtet, von denen hin und wieder ein minimaler

Einblick tiefer dringen mag, in eine Seele, die uns für immer ein Geheimnis bleiben wird.

Das Ziel der vorliegenden Auswahl war, den Leser mit jenen Lebensstadien Mozarts vertraut zu machen, in denen er sich schriftlich mitgeteilt hat (oder aus denen schriftliche Mitteilungen erhalten sind). Während dieser Perioden – der Aufenthalte in Mannheim und Paris 1777-1779, der ersten Jahre als freier Künstler in Wien 1781-1782 und der Jahre der Vereinsamung und der langen Abwesenheiten Constanzes 1789-1791 – schrieb er übermäßig viel, mitunter wochenlang täglich. Retrospektiv gesehen behandeln diese Briefe Variationen bestimmter Themenkreise: Drang nach Selbständigkeit und Freiheit; den kurzen, manchmal gewaltsam euphorischen, Genuß dieser Freiheit; Verarmung und Sehnsucht nach einer Erfüllung, die er selbst ein ›schöneres Leben‹ nannte. Notgedrungen – und oft buchstäblich notgedrungen – wiederholen sich diese Variationen. Hier also galt die Auswahl dem Exemplarischen: der stilistischen Eigenart, den alternierenden Diktionen; hier die entwaffnende Direktheit, mit der er seine Adressaten angeht (und die ihm leider allzu oft selbst entwaffnete), dort die Kontrapunktik, deren Thema wir selbst, mitvollziehend, zu ergänzen haben.

Die Brieftexte entstammen Band I bis Band IV der Gesamtausgabe *Mozart. Briefe und Aufzeichnungen*, herausgegeben von der Internationalen Stiftung Mozarteum Salzburg, gesammelt von Wilhelm A. Bauer und Otto Erich Deutsch (Kassel Basel London New York 1962/63). Den Anmerkungen liegt zum überwiegenden Teil der Kommentar von Joseph Heinz Eibl zu derselben Ausgabe mit Erlaubnis des Bärenreiter-Verlages zugrunde (Bände V und VI, Kassel Basel Tours London 1971). 1975 wurde die Gesamtausgabe der Briefe und Aufzeichnungen durch Band VII (Register), zusammengestellt von Joseph Heinz Eibl, abgeschlossen (Bärenreiter Kassel Basel Tours London).

Dieses Werk ist für jede Mozart-Forschung, in welcher Richtung auch immer, unentbehrlich. Darüber hinaus ist es von eminentem kulturhistorischem Interesse: die Briefe des hervorragenden Beobachters Leopold Mozart, die seinen größeren Teil ausmachen, beleuchten, über den Gesichtswinkel des ›Untertans‹ hinaus, ein wahres Panorama der Kultur und Unkultur im mittleren und späten achtzehnten Jahrhundert.

Zur Datierung und Nachprüfung der Werk-Chronologie wurde die – seit der sechsten Auflage unveränderte – siebente Auflage des Köchel-Verzeichnisses (Wiesbaden 1965) hinzugezogen, das mit der dritten Auflage (1946) durch die Neu-Numerierung Alfred Einsteins neue Gestalt angenommen hat. Der Herausgeber dieses Bandes hat Einsteins Nummern (KE.) vor die, in Klammern stehenden, Nummern Köchels (K.) gesetzt, in der Hoffnung, zur Einbürgerung dieses Systems beizutragen. Gewiß erscheint es zunächst als umständlich, doch hat der Leser (und der Hörer) es einmal im Griff, so wird er allmählich lernen, Mozarts Werke chronologisch selbst einzuordnen.

Zu weiterer Kontrolle der Anmerkungen diene dem Herausgeber das Werk von Hermann Abert: *W. A. Mozart, neubearbeitete und erweiterte Ausgabe von Otto Jahns Mozart* (zwei Bände mit Kommentarband, angefertigt von Erich Kapst, achte Auflage, Leipzig 1973). Dieses Werk erschien zum ersten Mal 1920/21. Trotz mancher Überinterpretation, den ›Gefühlsgehalt‹ dieses oder jenes Werkes betreffend, trotz mancher Fehleinschätzung der Motive und der Handlung des ›Menschen Mozart‹ ist es bis heute das wissenschaftliche Standardwerk über Mozart geblieben, nobel und ohne jegliche Geschwätzigkeit, vorbildlich in seinem Streben nach kritischer Gerechtigkeit.

Bleibt ein Rest Subjektivität, die der Leser wohl jedem Herausgeber zugestehen muß. Sie manifestiert sich ausschließlich dort, wo eine deutende Anmerkung zum Verständnis beiträgt, und entspricht fundierter Überzeugung, die selbstverständlich niemals letzte Gewißheit zu ersetzen vermag.

BRIEFE

1.

IM DEZEMBER 1769 brachen Leopold Mozart und sein Sohn zu ihrer ersten Italienreise auf.

BRIEFNACHSCHRIFT des vierzehnjährigen Wolfgang an Mutter und Schwester (»Das Nannerl«) vom 14. April 1770 aus Rom:

Ich bin got lob und danck samt meiner miserablen feder gesund, und küsse die mama und die nanerl tausend oder 1000 mahl. nb: ich wünschte nur das meine schwester zu Rom wäre, dan ihr wurde diese stadt gewis wohlgefahlen, indem die peters kirchen Regular und viele andere sachen zu Rom Regulaire¹ sind. die schönsten blumen tragens ietzt vorbey, den augenblicke sagte es mir der papa. Ich bin ein nar, das ist bekandt, o ich habe eine noth, in unsern quartier ist nur ein bet, das kan die mama sich leicht einbilden, das ich beym papa keine ruhe habe, ich frey mich auf das neüe Quartier: ietzt hab ich just den hl: petrus mit den schlisselsamt den hl: paulus mit den schwerdt und samt den hl: lucas mit meiner schwester ec: ec: abgezeichnet², ich hab die ehr gehabt den hl: petrus seinen fus zu sanct pietro zu küssen, und weil ich das unglück habe so klein zu seyn, so hat man mich dan als den nehmlichen alten fechsen

Wolfgang Mozart
hinauf geht

¹ Regulaire: ein Lieblingswort des Vaters, den Wolfgang hier parodiert.

² abgezeichnet: es ist höchst unwahrscheinlich, daß er hier ernsthaft gezeichnet hat.

2.

BRIEFNACHSCHRIFT *an die Schwester (Nannerl) vom 5. Juni 1770 aus Neapel:*

Cara sorella mia.

Heunt raucht der Vesuvius starck, poz bliz und ka nent aini. haid homma gfresn beym H: Doll', des is a deuscha Compositour, und a brawa mo. anjezo beginne ich meinen lebenslauf zu beschreiben. alle 9 ore, qualche volta anche alle Dieci mi sveglio, e poi andiamo fuor di casa, e poi pransiamo d'un trattore e Dopo pranzo scriviamo et di poi sortiamo e indi ceniamo, ma che cosa? – Al giono di graßo, un mezzo pullo, ovvero un piccolo boccone d'un arosto, al giono di magro, un piccolo pesce, e di poi andiamo a Dormire. est ce que vous avez compris? redma dofia Soisburgerisch don as is geschaida. wia sand got lob gsund, do Voda und i, ich hoffe du wirst dich wohl auch wohl befinden, wie auch die mama. se viene un altra volta la sig: alouisia de scitenhofen² fatte da parte mia il mio complimento. neapel und Rom sind zwey schlaffstätte³, a scheni schrift, net wor? schreibe mir, und seye nicht so faul, altrimenti averete qualche bastonate di me, quel plaisir! Je te caßerei la tete. Ich freue mich schon auf die portrait, und i bi corios wias da glaich siecht, wons ma gfoin, so los i mi unden Vodan a so mocha. mädle, las da saga, wo bist dan gwesa, he! gestern waren wir in der compaignie mit den H: meuricofre⁴, welcher sich dir und der mama empfiehlt. Die opera dahier ist von Jomelli⁵, sie ist schön, aber viel zu gescheid, und zu altvätterisch fürs theatro, die De amicus⁶ singt unvergleichlich, wie auch der aprile⁷, welcher zu mailand gesungen hat, die tänze sind Miserabl pompos, das thea-ter ist schön, der könig ist grob neapolitanisch auferzohen, und steht in der opera allkeizt auf einem schämerl, damit er ein bissel grösser als die königin scheint, die königin ist schön und höflich, indem sie mich gewis sechsmahl in molo (das ist